



Die nächste Nummer (27) erscheint in 14 Tagen. Da der „Bazar“ vierteljährlich nur 12mal erscheint, das Vierteljahr aber 13 Wochen hat, so fällt in jedes Quartal eine Woche, in der keine Nummer ausgegeben wird.

Victor Hugo.

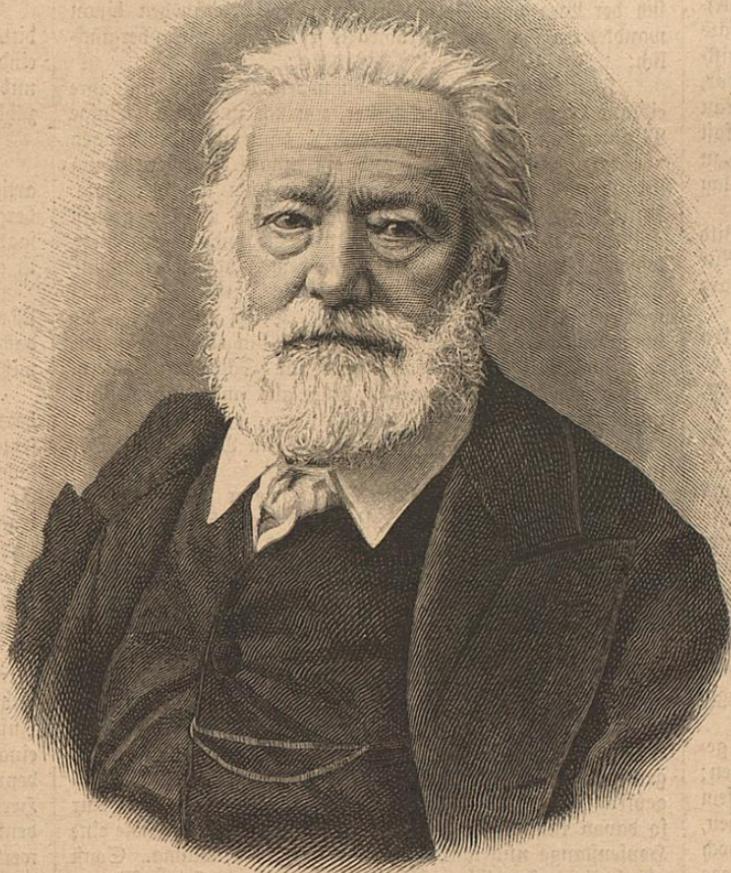
Der greise Romantiker, dessen kürzlich erfolgten Tod die Franzosen als ein nationales Unglück betrauern, nachdem sie sein Leben und Wirken so lange als den Ruhm und den Stolz der Nation gefeiert haben, entstammte, trotz seines graflichen Ranges, recht eigentlich dem Schoße des französischen Volkes. Sein Großvater noch war ein ehrbarer Handwerker in Metz; sein Vater schlichter Troupier, der lediglich seiner kriegerischen Unerblichkeit ein Aufsteigen auf der Stufenleiter militärischer Karriere bis zum Range eines Generals verdankte und, unter zahlreichen anderen Heerführern Napoleons I., durch kaiserliche Ernennung schließlich sich unter den hohen Adel Frankreichs einrangiert sah.

Der junge Victor, geboren 1802 in Besançon, war von väterlicher Seite Lothringer, von seiten der Mutter, Sophie Trébuchet aus Nantes, Breitone, vereinigte somit in sich gleichsam den Charakter der beiden kräftigsten und patriotischsten Stämme des damaligen Frankreichs. Ein frühentwickelter starker Knabe begleitete er den Vater auf dessen Heerzügen in Italien und Spanien, zwei Länder, denen der spätere Dichter allzeit eine warme Sympathie bewahrte, deren letztgenanntes ihn sogar bis zu dem Grade beeinflusste, daß spanische Grandezza, spanisch pomphaftes Reden und Benehmen — von dem heranwachsenden Jünglinge höchlich bewundert — dem Manne und Greise zur zweiten Natur geworden sind. Die Dichtertader begann sich früh zu regen. Im Alter von 15 Jahren errang er bei einer poetischen Preisbewerbung mit dem Lehrgedicht „Les avantages de l'étude“ seitens der französischen Akademie ehrenvolle Anerkennung, gewann kurz darauf in den Jeux floraux von Toulouse mit drei Gedichten drei Preise, veröffentlichte mit 20 Jahren sein erstes Werk „Odes et ballades“ und gründete, noch ein Jüngling, durch Verheiratung mit Mademoiselle Adèle Foucher, der Tochter eines Bureauchefs im Kriegsministerium, den eigenen Herd, unterstützt durch eine Pension, die König Louis XVIII. dem jungen vielversprechenden Manne mit freigebiger Hand spendete.

Seine dichterische Produktion strömte von nun an in hohen Wogen dahin. Die Romane „Han a'Islande“ und „Bug Jargal“, während der nächsten Jahre geschrieben, imponierten dem französischen Publikum durch jenen gewaltsamen Zug zum Schauerlichen, ja Ungeheuerlichen, der V. Hugos Poesie bis zuletzt kennzeichnen sollte, erregten die französische literarische Gesellschaft durch den Ton revolutionärer Auflehnung gegen den bisher alleinig-machenden Geist des Klassicismus und rückten mit einem Schläge den jungen Dichter in den Focus des allgemeinen Interesses.

Es folgten in kurzen Fristen das Drama „Cromwel“, bedeutsam als unverhüllte Offenbarung von V. Hugos ästhetischem Regierthum; die schönen farben- und empfindungsreichen Dichtungen „Orientales“, der glorreichen Erhebung Griechenlands geweiht; die Dramen „Marion de Lorme“ und „Hernani“, deren letzteres den Kampf zwischen Klassikern und Romantikern wie ein Schlachtsignal entfesselte, übrigens durch Schwung der Phantasie, Kraft der Sprache und wunderbaren Wohlklang mit allen den Wunderlichkeiten und Monstrositäten, von denen es starrte und selbst die Anhänger und Freunde einen Augenblick verblüffte, siegend zu versöhnen verstand.

Das Jahrzehnt 1832—1842 brachte, abgesehen von minder bedeutenden Veröffentlichungen, die seiner Zeit vielgenannten und ebenso sehr getadelten wie gepriesenen Dramen „Le Roi s'amuse“, „Marie Tudor“, „L'Innocence Borgia“ und „Ruy Blas“, sowie den ungeheuerlichen, von Goethe mit Indignation verworfenen Roman „Notre Dame de Paris“, als Kulturgemälde des mittelalterlichen Paris gleichwohl von eminenter Bedeutung. Demselben Jahrzehnt entstammen die schönen, schwungvollen und formgewaltigen „Chants du crépuscule“, deren poetischer Wert in dem mächtigen Pieder-Cyklus „La Colonne“ seinen Höhepunkt erreicht.



Victor Hugo.

Die im Jahre 1841 erfolgende Wahl des Dichters zum Mitglied der französischen Akademie erschien bereits als eine Guldigung, die das literarische Frankreich seinem Haupte und Führer darbrachte; seine Erhebung zum Pair von Frankreich (1845) als ein Dank der Regierung für den Ruhm und den Glanz, den das Land in Ermangelung kriegerischer Lorbeeren auf den Schlachtfeldern des Geistes durch ihn erlangt hatte.

Das Jahr 1848 machte der Herrschaft des „Bürgerkönigs“ ein Ende, um das „Bürgerthum“ zur Herrschaft zu bringen. V. Hugo, seitens der Stadt Paris zum Deputierten der „Konstituierenden Versammlung“ gewählt, nahm anfangs seinen Sitz auf der Rechten ein, vertauschte denselben aber, dem Sprunghaften, Jähren und Impulsiven seiner Natur gehorchend, bald mit einem Platz auf der äußersten Linken und ward nun der Schrecken aller ordnungsdürftigen Bourgeois. Nach dem Staatsstreich vom 2. Dezember 1851 flüchtete

V. Hugo, durch die Proskriptionen des neuen Gewaltherrschers schwer bedroht, mit seiner Familie nach der Insel Jersey, siedelte von dort später nach Guernsey über und blieb — ein freiwilliger Verbannter gegenüber den Anerbietungen der Regierung Napoleons III. — dem Vaterlande für die ganze Dauer des Kaiserreiches fern. Doch sah er den Schicksalen desselben nicht müßig oder gleichgültig zu, vielmehr bewaffnete er seinen Arm mit unverföhnlichem Groll gegen den „Verderber Frankreichs“ und schleuderte wider dessen mit Blut geleimten Thron in den Schriften „Napoleon le petit“ und „Les Châtiments“ wahrhaft vernichtende Blige.

Doch nicht nur auf politisch-patriotischem Gebiet bewegte sich während der Verbannungsjahre V. Hugos Muse. Eine Fülle von lyrischen Dichtungen, zumeist theosophischen Inhaltes, entströmte seiner Leier, und in Romanen von zum Teil enormem Umfange — es sei hier nur an die Werke „Les Misérables“ und „Les travailleurs de la mer“ erinnert — behandelte er brennende soziale Fragen in hingebender Begeisterung und grübelndem Tief-sinn.

Der Sturz des Kaiserreiches hob seine Verbannung auf. Der heimkehrende Dichter fand sein Vaterland aus tausend Wunden blutend, gebeugt und fast verzweifelt. Mit patriotischer, nur allzu oft über sein Ziel hinaus schießender Leidenschaft stürzte er sich in den Strom der Bewegung, ging als Deputierter von Paris nach Bordeaux, wo er sich den enträgtesten Friedensgegnern anschloß und, da Frankreich trotz seines Widerspruchs, von einer Fortsetzung des Krieges abstand und sich der Wucht der Thatfachen beugte, sein Mandat niederlegte.

Zimmer weiter drängte sein Gefühl ihn zum Radikalismus; die heißblütigen Revolutionäre durften den ehemaligen „Mann der Ordnung“ bald ihr Haupt und ihren Führer nennen, ja selbst die Kommune mit allen ihren Schrecknissen sah in ihm einen Vertheidiger!

Das letzte Jahrzehnt seines Lebens trug, ähnlich einem alten edlen Obstbaum, noch reichliche literarische Früchte, manche freilich von hartem, fast zurückstoßendem Beigeschmack. So namentlich sein Buch „L'année terrible“, das ihm der Schmerz über das Schicksal seines Vaterlandes in die Feder diktiert hatte. Reife und süße Früchte dagegen sind „Mes fils“, „Actes et paroles“, „L'art d'être grand-père“ und „Les enfants, livre des mères“, zahlreicher anderer zu geschweigen. Bis zum letzten Augenblick ruhte die Feder des hochbetagten Greises nicht; sie entfiel erst der ersterbenden Hand.

Nun schlummert der Dichter, in welchem Frankreich das verkörperte Abbild seines nationalen Geistes erschaut und ehrte, fast zu schrankenlos in seiner Verherrlichung gegenüber Hugos menschlichen Schwächen, im Grabe, und die Vergötterung, welche man dem Toten zu teil werden ließ, überbot fast noch diejenige, welche dem Lebenden gezollt worden war. Aber auch ohne sie würde Victor Hugo in den Augen der ganzen gebildeten Welt nicht kleiner erschienen sein. Denn seine wirklichen Verdienste um Frankreichs Litteratur, um Frankreichs Sprache und Versbau sind groß genug, um seinen Namen der Vergessenheit zu entreißen; auch wenn einst der nationale Schmerz sich befähigt und die nationale Erregung sich abgekühlt haben wird, darf und muß sein Vaterland ihn unter seine größten und universellsten Geister zählen.

E. R.

Edelwild.*

Eine Erzählung von Ida Boy-Ed.

Frau Marianne von Droste stand am Fenster und sah über den Kochsee hinaus, dessen, wie grünes Glas flimmernde, kurzwogende Wellen den Fuß der Terrasse ihres Hauses bespülten, eines freundlichen, weißen Hauses, das wie ein Würfel, auf dem man eine rote spitze Haube gestülpt hat, zwischen dem See und der nahe am Wasser sich hinziehenden Landstraße lag. An der andern Seite der Landstraße türmten sich graue Felsen auf, die ihren Fuß in dunklen Tannenwäldern nicht ganz verbergen konnten, denn da und dort brach ein troziger, scharfgekanteter Vorsprung, nackt und drohend aus den grünen, stummen Wipfeln. Es war die Landstraße, welche vom Kochsee nach dem Walchensee führt und das weiße Uferhaus hatte wenig Nachbarschaft; außer ihm gab es nur noch drei Niederlassungen an dieser Stelle und jeder Anbau schien das Bestreben gehabt zu haben, niemandem durch seine Nähe lästig fallen zu wollen und hatte sich ein möglichst von den andern entferntes Plätzchen gesucht. Das Dorf Kochel aber verbarg sich hinter einer Hügelkette des seitlichen Seeuferes. So störte keinerlei Bewegung auf der Fläche, die ihr Auge ummaß, den träumenden Blick Frau Mariannes.

Hinter ihr, im Zimmer, welches im Obergeschoß des Hauses lag, hantierte jemand eifrig und möglichst geräuschlos. Ein aufmerksames Ohr hätte dennoch das Aufhören der leisen Thätigkeit bemerkt, aber Frau Marianne dachte sich mit Vertiefung in eine andere Stunde, in eine andere Umgebung zurück und vernahm nicht einmal das ermunternde Kläppern hinter ihr.

„Gnädige Frau!“ sprach zuletzt eine bittende Stimme. Frau Marianne seufzte schwer, hob die gesenkte Stirn, schaute mit einem schwachen Lächeln um sich und fragte: „Nun, Anna, bist du fertig?“

Die kleine, rüchliche, blonde Person faltete ihre Hände vor ihrer weißen Schürze und sah sich mit glücklicher Befriedigung in dem Raum um, den ihre fleißigen Hände nicht nur sauber und ordentlich, sondern gar zierlich hergerichtet hatten. Bett, Sofa, Stühle und Fenster waren mit hellblumigem Kattun bezogen und umhangen, den Spiegel umfränzte eine aus Tannenzweigen gebundene Guirlande, auf dem Tischchen stand eine Schale, mit bunten Feldblumen gefüllt. Auf der Kommode befanden sich allerlei kostbare Kleinigkeiten aus Kristall, Kupfer und Plüsch, die erst vor kurzem aus einer Großstadt in diese Gebirgsinsamkeit gekommen sein mußten, denn sie erzählten von modischen Luxusbedürfnissen. An der Wand hingen zwei Brustbilder, Ölporträts in Lebensgröße; das eine stellte einen bärtigen Mann mittleren Alters in preussischer Infanterieoffiziers-Uniform vor, das andere zeigte ein weibliches Bildnis. Eine schlanke Frau von stolzer Haltung, bleichem Angesicht und dunklen, fast drohenden Augen, während der Mund leise und milde zu lächeln schien. Um die weiße Stirn der schönen Frau lag dunkles Haar in schwerer Fülle.

„Nein,“ sagte Anna, das von ihr genau gekannte Bild betrachtend, „wie ähnlich ist doch die gnädige Frau! Nur kann ich's immer nicht begreifen, daß die Augen da so schwarz aussehen — Sie haben doch eigentlich blaue.“

„Es macht vielleicht die Beleuchtung oder die starken Augenbrauen,“ meinte Frau Marianne, „jedemfalls ist es ähnlich dies Bild und Ottilie wird ihre Freude daran haben, daß die Bilder von nun an ihr gehören sollen.“

„Wenn es Ottilie nur nicht zu langweilig hier ist,“ bemerkte das Mädchen mit wichtigem Sorgenausdruck. Man sah, sie war gewohnt, die Angelegenheiten der Herrschaft als die ihrigen zu betrachten.

Frau Marianne machte eine abweisende Kopfbewegung, als werde da etwas berührt, von dem sie nicht hören wollte. „Die herrliche Natur wird ihr Freuden genug bieten,“ bemerkte sie langsam.

„Im Winter doch nur selten, und außerdem, gnädige Frau: wo um himmelswillen soll Ottilie hier zu Ball gehen, wo jemand kennen lernen, den sie mal heiraten kann,“ fragte Anna.

„Vorerst,“ antwortete ihr die Herrin zum Lächeln gezwungen, „vorerst sind wir froh, das Kind hier zu haben; was du für Eile hast, die Kleine zu verheiraten! In diesem Winter wäre es ohnehin noch zu früh, Ottila tanzen zu lassen, denn sie schreibt mir, daß sie im letzten halben Jahre sehr hoch aufgeschossen ist. Da bedürfen ihre siebzehn Jahre der Pflege und Ruhe.“

„Ach,“ sagte das Mädchen, in die Seele Ottiliens hinein gekränkt, „mit siebzehn Jahren haben die gnädige Frau schon den Herrn von Droste geheiratet, und Ottilie soll nun partout noch ein Kind sein.“

Damit ging sie kopfschüttelnd und nachdenkend hinaus, während Frau Marianne seufzend zurückblieb.

„Ja,“ flüsterte sie, „ein Kind und — darum glücklich.“ Sie begann die ganze Arbeit, welche die Dienerin vorhin gemacht, noch einmal nachzuthun, strich mit vorsichtigen Händen die Falten des Bettvorhanges zurecht, rückte die Nippfächer auf der Kommode und die Guirlande um den Spiegel etwas anders und wandte eine zärtliche Sorgfalt auf alle die leblosen Gegenstände, als seien sie ein Teil der geliebten Tochter selbst.

Dann sah sie nach der Uhr; bei der lieben Beschäftigung war die Zeit doch nur wenig vorgeeilt und es galt, noch lange zu warten, ehe der Wagen des Dorfswirts mit der jungen Reisenden vorfahren konnte. Frau Marianne war gewohnt, einsame Stunden auszufüllen, aber diese Stunden

konnten mit keinerlei Inhalt verkürzt werden, die zitternden Finger ließen die Handarbeit fallen, das umflorte Auge versagte beim Lesen den Dienst, ja das klopfende Herz machte den Ruhefuß am Fenster zu einer Marterstätte. So nahm die erregte Frau denn endlich die Flucht ins Freie. Von dem im Parterregechoß sich befindenden großen Wohnzimmer führte eine Thür auf die Terrasse. Aber sobald Frau Marianne dieselbe öffnete, wehte ihr der herbe Oktoberwind kühl ins Gesicht, so daß, trotz des Sonnenscheins, ein fröstelnder Schauer ihr über den Körper lief.

„Ja, ja,“ murmelte sie, „es wird bald Winter werden. Wenn mein armes Kind sich nur nicht fürchtet.“

Sie trotzte dem kühlen Winde und schritt rastlos auf und ab, gedankenvoll dem Murren der Wellen lauschend, und sie vergaß, die Minuten zu erwägen. Wieder war es Anna, die sie zur Gegenwart zurückrief.

„Gnädige Frau,“ sagte sie, den Kopf durch die Thürspalte ins Freie stehend, „es ist schon reichlich eine halbe Stunde über die Zeit; der Wagen könnte schon hier sein.“

Erschreckt hemmte Frau Marianne ihren Schritt. „O — wenn Ottilie ein Unfall zugestoßen wäre! Zwar der Johann ist dabei — aber dennoch — Gott — Anna!“

Sie legte die Hand über die Augen, es schien, als wankte ihr Körper.

„Weshalb haben Sie auch die Ottilie nicht selbst von München geholt,“ sagte Anna vorwurfsvoll.

„Du weißt, welche Qual es mir macht, unter Menschen . . .“ flüsterte Frau Marianne in einem nahezu um Entschuldigung bittenden Tone. Und dann setzte sie kräftiger hinzu: „Komm, wir wollen sie vor dem Hause erwarten.“

Sie durchschritten die Räume, es waren ihrer vier, die das Untergeschoß ausmachten und zum Tagesaufenthalt der Herrin dienten, und traten in das Hauschor. Zu einem Garten hatte der Raum zwischen Wasser und Landstraße nicht gereicht, und nur eine Anpflanzung von allerlei Gesträuch umschloß das Haus und ließ einen schmalen Pfad von der Straße zur Thür frei. Frau Marianne lehnte gegen den Thürpfosten, das Mädchen stand etwas zurück im Flur, die Hände frostig unter der Schürze gefaltet und mit geschwägigem Mund unaufhörlich alle die Möglichkeiten erwägend, welche dem Fräulein auf der Fahrt von Pensberg nach Kochel, oder gar schon auf der Eisenbahn, zwischen München und Pensberg, zugestoßen sein konnten. Sie redete sich selbst in große Angst hinein und beachtete nicht, daß ihre Herrin, nervös und geduldig zugleich, die Augen schmerzhaft schloß.

Das ferne Rollen eines Wagens schnitt dem Mädchen die Sprache ab. Sie stürzte auf die Straße, sah dort, wo sich der Weg vom See ab zwischen zwei Berghöhen hinan wandte, ein Fuhrwerk herabwärts rollen und rief überglücklich: „Ja — ja — ja!“

Frau Marianne stand schon neben Anna und legte ihre eiskalte Hand auf deren Schulter, um sich zu stützen. Einige Minuten standen sie so unbeweglich, dann war der Wagen vor dem Hause; er hielt, und ein junges Mädchen sprang heraus und fiel der Mutter mit Ungeflüm um den Hals. Anna stand bei Seite und beteiligte sich an der großen Rührung auf ihre Weise. Als Ottilie sich wieder aufrichtete, lachte sie unter Thränen, schüttelte dem Mädchen die Hand und rief: „Na, Anna, freust du dich, jetzt soll's lustig werden! Und immer noch so klein? Siehst du, ich bin dir über den Kopf gewachsen. Mama, ich bin ebenso groß wie du, die Menschen werden uns für Schwestern halten. Mama, du siehst unglaublich jung aus mit deinen fünf- unddreißig.“

„Siebenunddreißig,“ verbesserte Frau Marianne, „aber nun komm ins Haus.“

Auf halbem Wege blieb Ottilie wieder stehen und rief sehr vergnügt und wichtig: „Und das Schönste: Mama, ich habe ein Abenteuer erlebt, ein veritables Abenteuer.“

„Das ist schlimm,“ antwortete die Mutter mit unwillkürlicher Miene, „das Schlimmste, was einem Weibe begegnen kann.“

„Ach Mama, es war ja ein hübsches, kein schreckliches Abenteuer. Ich werde es dir haarklein erzählen.“

„Aber komm nur erst ins Haus.“

Auf der Thürschwelle blieb sie abermals stehen und sagte eifrig: „Onkel Lothar hat sich halb tot über mich gewundert. Erstens hatte er sich gedacht, daß ich viel kleiner sei und auch gemeint, nach sechszehnjährigem Pensionsleben wäre ich so vollgepropt von aller möglichen Weisheit, daß mein Kopf nur so davon rauche. Er sagte, ich sähe ein bisschen aus wie eine Hopfenstange und würde nie so schön wie du, Mama. Sonst glaubt er, daß er sich wohl mit mir vertragen würde. Mama, Onkel Lothar hat sich ja in München entzückend eingerichtet! Er sagt, das habe seinen Zweck, und den wolle er mir in deiner Gegenwart oder vielmehr dir in der meinigen auseinandersetzen, wenn er nächste Woche herkomme. Im Institut waren sie alle entzückt von ihm. Es war doch auch reizend, Mama, daß er mich von Weimar abholte.“

„Aber so komm doch nur erst herein,“ mahnte Frau Marianne. Anna, die mit offenem Mund jede Silbe aufgefing, trug nun das Handgepäck voran, gleich die Treppe hinauf in Ottiliens Zimmer, während Johann, der Knecht, mit dem Kutscher den hinten am Wagen aufgeschürzten Koffer löslöste.

Oben fiel Ottilie ihrer Mama wieder um den Hals und küßte sie noch einmal aus dankbarer Freude über die hübsche Einrichtung. Dann nahm das Mädchen ihr Hut und Mantel ab, eine schlanke, geschmeidige Figur kam zu Gesicht und der ungalante Vergleich mit der Hopfenstange erwies sich als gar nicht zutreffend.

Ottilie setzte sich auf den Bettrand und streckte ihre Füße vor, von denen die knieende Anna die Reifstiefel löste, wäh-

rend Frau Marianne am Tisch das Handkofferchen auspackte.

„Und das Abenteuer?“ fragte das Mädchen.

Ottilie verschränkte die Arme auf der Brust, hob den Kopf mit den dunklen, knabenhaft geschnittenen Locken stolz empor, gab ihrem frohen Gesicht einen hochmütigen Ausdruck und sagte: „Wie ihr mich da seht, habe ich eine Eroberung gemacht!“

„Aber Kind,“ wollte Frau Marianne unruhig beginnen; doch die Augen Ottiliens sprühten von Lustigkeit, und ihr flinker Mund schwatzte schon munter fort.

In München kerkerte Onkel Lothar mich natürlich in das Damencoupé ein. „Du bist ein wenig lebhaft, Ottila,“ sagte er, „und wärst imstande, im Coupé für Nichttraucher ein Gespräch mit den übrigen Insassen anzufangen.“ — „Du irrst Onkel Lothar,“ sagte ich; „ich bin eine der wohlgezogensten Damen des Jahrhunderts und weiß, daß es sich nicht schicken würde, auf der Bahn jemand anzureden, weshalb also die Möglichkeit ausgeschlossen ist, daß ich es thäte.“ Onkel Lothar gab mir einen kleinen Klaps auf die Wacke, setzte mich aber doch zu zwei alten schrecklich uninteressanten Damen. Selbst diese hätte ich gerne angerebet, denn ich langweilte mich gräßlich; aber die beiden Frauenzimmer sprachen so unaufhörlich in einander hinein über die schlechte Erziehung, die eine, von ihnen Marie genannte Dame, ihren sechs Kindern angebeihen ließe, daß ich keine Gelegenheit hatte, mit einem Wort dazwischen zu fahren, obgleich ich ihnen wenigstens gern gesagt hätte, daß es gemein sei, so schlecht über jemand hinter seinem Rücken zu sprechen. Na, in Tübingen stiegen sie gottlob aus. Du weißt, dort muß man umfünfzig und zwanzig Minuten warten. Anna, spitz' die Ohren, der Held erscheint! Ach Mama, wie ist es doch himmlisch, die weißköpfigen alten Riesen so am Horizont sich ausbreiten zu sehen und zu denken, da drüben, am Fuß der kaltbeschnittenen Berge, steht dein warmes Mutterhaus. Und der Starnbergersee blinkte so blau dazu; ich hätte einen Zuchzer thun mögen, wie der Johann, als er mich sah. Außer meiner Person wartete noch ein Herr auf den Pensberger Zug. Ein Herr — denn obschon er ein bisschen nachlässig angezogen war, sah man ihm doch die gute Gesellschaft an. Der ging, wie ich, unablässig den Perron auf und ab und stand nur manchmal, verückt nach den Bergen sehend, still. Endlich konnte ich es nicht mehr aushalten und sagte zu ihm . . .“

„Du redest ihn an! So hat Lothar doch recht behalten,“ rief Frau Marianne mit dem Versuch, ein zürnendes Gesicht zu machen. Ottilie lachte vergnügt und die noch immer knieende Anna fragte: „War er hübsch, blond oder dunkel? Alt?“

„Steckbrief: Statur mittel, Haare blond, Schnurrbart ditto, Gesichtsfarbe blaß, Augen hell und sonderbar, Gesamteindruck trotz all der Farblosigkeit doch beinahe auffällig, Alter unbestimmt, Beruf: scheint ein privatifizierendes Genie zu sein,“ zählte Ottilie an den Fingern her.

„Du sagtest also?“ fragte Frau Marianne.

„Ist die Aussicht nicht köstlich, mein Herr?“ — „Großartig!“ rief er enthusiastisch. „Fahren Sie auch nach Pensberg?“ — „Ja,“ sagte er, „und von da nach Kochel.“ — „D,“ sagte ich wieder, „da können wir zusammen fahren, denn es ist auch mein Ziel. Was wollen Sie aber in Kochel?“

„Ottilie!“ rief die Mutter, „du hast ja wie ein zudringliches, neugieriges Kind gehandelt. Was wird der Herr gedacht haben; ich zittre zu hören, daß er deine Zutraulichkeit mißbrauchte.“

„Was soll er anderes gedacht haben,“ meinte Ottilie harmlos, „als daß mir's zum reden ums Herz war. Wir setzten uns dann in ein Coupé, und da schlug ich meinen dichten Gazeschleier erst zurück. Was denkt ihr nun wohl? Er sah mich lange unruhig an und gestand mir, als ich fragte, weshalb sehen Sie mich so an?“ daß ich einer Dame sehr ähnlich wäre, die er vor vielen Jahren gekannt. Dann sprachen wir lebhaft von allen möglichen Dingen, von Weimar und der Pension, von unserm Hause in Kochel, von der Gebirgstour, die er vor habe, um die Herbstfarben zu studieren. In Pensberg bestieg ich meinen Wagen, er nahm einen andern, den er sich dorthin bestellt haben mochte, denn sonst sind doch keine Wagen da. Ich machte meinen feinsten Institutsknir, er zog den Hut, und da rollten wir hinter einander auf der Straße her, während ich mich ärgerte, denn es wäre doch so natürlich gewesen, den unterhaltenden Herrn aufzufordern, mit in meinen Wagen zu steigen. Nun denke, was passiert, Mama! Kurz vor Bichl bricht dem Fuhrwerk das Rad, und wenn wir nicht ganz unchristlich den armen Herrn auf der Landstraße liegen lassen wollten, so mußten wir ihn in unserm Wagen aufnehmen. Johann fand es auch.“

„Und der Herr?“ fragte Frau Marianne unruhig.

„Stieg ein. Aber er war ganz verwandelt. Er wußte nun auch, daß ich Ottilie von Droste heiße, hatte offenbar seinen Kutscher gefragt, und der Pensberger Fuhrmann kennt uns ja. Oft schwieg der Herr wie schwermütig, dann wieder fing er plötzlich an, lebhaft nach meiner Mutter, meinem Vater zu fragen, und als ich ihm sagte, du lebstest seit einigen Jahren in dieser Einsamkeit und mein Vater sei seit acht Jahren tot — ich wisse nicht woran er so im besten Lebensalter gestorben — da ergriff er meine Hand und küßte sie. Mir wollte manchmal unheimlich werden, denn seine hellen Augen hatten oft einen seltsam flimmernden Blick, es war so was Zerfahrenes darin; aber dann sprach er wieder milde und schön. Er hat nämlich ein wundervolles Organ, Mama.“

Frau Marianne hatte sich, seit die Erzählung Ottiliens einen ernsteren Ton angenommen, mit steigender Erregung genähert, stützte nun schmer die Hand auf den Knäuel des Bettpostens, und von ihren Lippen fiel mühsam die Frage „Du hast seinen Namen . . . erfahren?“

* Alle Rechte, besonders Dramatisierungsrecht vorbehalten.

„Natürlich Mama! denn ich sagte ihm endlich gradezu: „Hören Sie mein Herr, Sie kennen meine Familie, das merk ich wohl, da ist es selbstverständlich, daß Sie, einmal in Kofchel, auch der Mama einen Besuch machen. Ich werde ihr von Ihnen erzählen, aber dazu muß ich Ihren Namen wissen.“

„Und er?“ stammelte Frau Marianne erblassend, „er wird kommen? Er heißt...“

„Es ist ein Schwede, Baron Axel Lindström aus Stockholm, war schon früher längere Zeit in Deutschland und lebt jetzt wieder seit zwei Jahren in München.“

Frau Marianne wuschte sich mit ihrem Taschentuch über das Gesicht und ging mit wankenden Schritten zur Thür hinaus. Ottilie sah das treue Mädchen bestürzt an.

„Was hatte die Mama, ihr Antlitz war ja förmlich verzerrt.“

„Ich weiß es nicht! Ach gnädiges Fräulein, Sie sollten doch auf alle Art versuchen, daß wir hier aus der Einsamkeit herauskommen. Der Frau Mama würd's gewiß besser ums Gemüt, wenn sie Zerstreuung hätte, aber das will sie nicht glauben. Seit ich bei ihr bin, und es sind zehn Jahre, habe ich noch kein vergnügtes Lachen von ihr gehört.“

„Nur unbesorgt!“ versetzte Ottilie, „ich stecke mich hinter Onkel Lothar. Mir gefiele es hier sonst gut genug. Die schönen Berge sind doch besser anzuschauen, als die räucherigen Stadtmauern.“

Leise singend lief sie die Treppe hinab, riß die Thür zum großen Wohnzimmer auf und blieb erschreckt stehen: Frau Marianne lag am Boden auf den Knien und hatte ihr Antlitz in den Rissen des Sofas vor ihr verborgen; die Finger, welche sie seitwärts an der Wange gefaltet hielt, waren fest zusammengekrampft.

Traurig und bang schlich Ottilie davon.

Daheim! Daheim! Das ganze Frohgefühl dieses Glücks belebte Ottilie, als sie am andern Morgen das Wohnzimmer betrat, wo ihre Mutter, mit einer leichten Handarbeit beschäftigt, saß.

„Ah,“ sagte Ottilie etwas beschämt, „es ist schon zehn Uhr, Mama. Du bist doch nicht böse, daß ich heute nach Herzenslust geschlafen habe? Es war zu schön dies Bewußtsein, daß ich nicht schon um sieben Uhr, gestiefelt und gespornt, beim Morgengebet im frostigen Speisezimmer zu sein brauchte.“

Sie setzte sich in einen der Lehnstühle, die um den Tisch inmitten des länglich-viereckigen Raumes standen.

„Sehr gemütlich hier! Und wie der Widerschein der sonnenbeschimmerten, bewegten Wasserfläche auf der Wand

gegenüber den Fenstern zittert. Schau Mama, der Phöbus mit samt seinen Mäusen auf der Wolkenstraße scheint sich zu bewegen, sie werden gleich über den Bilderrahmen hinweg schweben. Übrigens würde es mich elend machen, dieses Lichtgezipper den ganzen Tag zu sehen.“

„Mir thut es wohl! es ist Wärme und Bewegung zugleich,“ sagte Frau Marianne mit ihrer verschleierten Stimme.

„Mama, wo hast du all die hübschen Sachen auf dem Kaminherd her? Von Onkel Lothar? Das dachte ich mir. Ich glaube, er hält ungeheuer viel von dir. Aber Mama, weshalb hast du den ganzen Salon braun deforieren lassen? Er war doch sonst rot?“

„Das Rot war verblühen, mein Kind, und die gedämpfte braune Farbe thut mir wohl.“

„Mama, was essen wir heute? Darf ich in der Küche einen Rahmstrudel zum Nachtsch bestellen?“

„Gewiß, mein Kind.“

„Hat Anna definitiv die Bewerbungen des Schullehrers zurückgewiesen?“

„Ja, sie kann sich nicht entschließen, mich zu verlassen,“ versetzte Frau Marianne in unermüdlicher Geduld. Ottilie sprang auf und gab ihrer Mutter einen Kuß.

„Sei nicht böse, Mama, wenn ich zuviel spreche. Onkel Lothar sagte auch, meine Zunge sei ein kleines Mährlad. Aber weißt du, es ist so himmlisch, daß ich jetzt nicht, wie in der Pension, erst zu warten habe, bis man mich anredet. Mama, weshalb hast du mich eigentlich in der Pension erziehen lassen? Deine einzige Tochter! Wenn es dir um Spielgefährten für mich zu thun war, so kommtest du ja nur deinen Wohnsitz in einer größeren Stadt nehmen, mich in eine Schule schicken, und ich hätte beides gehabt: Freundinnen und das Glück, bei dir sein zu können; denn die Trennung ist uns Beiden doch schwer gewesen.“

Frau Marianne wechselte die Farbe.

„Ich liebe die Einsamkeit so sehr, mein Kind,“ sagte sie leise.

„Also die Einsamkeit mehr als mich!“ rief Ottilie schelmisch der Mama in die Augen sehend. „Das glaube ich dir doch nicht. Und wenn ich nun erst in die Welt eingeführt werde, mußt du ja doch mit mir kommen. Mama, ich mag schrecklich gern tanzen; mochtest du es auch so gern?“

Frau Marianne wandte unruhig den Kopf weg.

„Es wird sich alles finden,“ murmelte sie.

Ottilie war gestern Abend noch in einer langen Unterredung mit ihrer Vertrauten Anna zu dem Schlaf gekommen, daß der geheime Gram der Mama seinen Grund in dem noch immer nicht verschmerzten Tod des Gatten habe. Anna,

welche behauptete, daß es im Leben und im Herzen der Herrin nichts gebe, was ihr fremd sei, und Anna mußte es wissen. Deshalb hatte Ottilie beschlossen, die Mama vom Morgen bis zum Abend aufzuheitern und vor allen Dingen auf eine Ortsveränderung zu dringen.

„Finden!“ sagte Ottilie jetzt mit schwer bedenklicher Miene, „als ob viel Zeit wäre, daß man lange erwägt. Bedenke Mama, in drei Jahren bin ich eine alte Jungfer. Ja, als Anna mir heute das Haar ordnete, fand sie ein weißes Härchen.“ Dabei fuhr sie mit den schlanken Fingern durch ihre kurzen Locken. Plötzlich fiel ihr etwas anderes ein.

„Was macht mein Pathchen? Sind die Förstersleute wohl auf? Darf ich einmal hingehen, Mama? Ich habe dem Würmchen in München ein hübsches Tricotkleid gekauft. Soll ich es dir zeigen? Onkel Lothar war mit im Laden; die Verkäuferin hielt uns für ein Ehepaar und dachte, wir wollten für unser Kind ein Kleidchen. Siehst du, so alt sehe ich schon aus. Onkel Lothar sagte, er wäre ganz empört, daß man ihm so eine unbedeutende Frau zutrauen könnte.“

„Geh nur Kind!“ sagte Frau Marianne. Und sie erschraf über sich selbst, denn es dämmte ihr Erlösung, das lustige Plappermäulchen nicht mehr in Bewegung zu hören. Also dahin, dahin war es gekommen, daß die Gegenwart des geliebten Kindes ihr eine Last schien.

„Wenn nun aber der schwedische Baron kommt?“ warf Ottilie bedenklich ein. „Überhaupt hast du mir noch gar nicht gesagt, ob du ihn kennst oder nicht.“

Frau Marianne legte mit zitternden Händen ihre Stickerie zusammen.

„Früher, allerdings. Ein Baron Lindström verkehrte bei uns; ob es derselbe ist, weiß ich nicht, ich — ich werde ihn empfangen.“

„Dann grüß ihn schön von mir und lade ihn für den Abend ein. Was soll der arme Mensch hier sonst anfangen.“

Ottilie lief singend hinaus, rief auf dem Flur mit schallender Stimme, indem sie sich über das Treppengeländer hinabbeugte: „Huberin, heut Mittag ein Rahmstrudel, aber recht viel Rosinen,“ und dann, die Hände als Schallrohr an den Mund legend, rief sie im Treppenhaus in die Höhe: „Anna, wirf mir meinen Filzhut herunter.“

Die Köchin, Frau Huber, ließ ein dumpfes „jao“ von unten heraufschallen, Anna warf den Filz herab, den Ottilie lachend mit den Händen auffing. Sie stülpte den grauen, weichen Hut auf die knabenhaften Locken, nahm vom Kleiderrechen ihren Regenmantel, zog lederne Handschuhe an und verließ das Haus.

(Fortsetzung folgt.)



Die englischen Rasenballspiele.

Von Ottomar Beta.

Die vielgerühmten und empfohlenen britischen Bewegungs- oder Feldspiele sind keineswegs eine dem deutschen Boden so fremde Pflanze, wie man im allgemeinen annimmt. Es darf behauptet werden, daß dieselben in früherer Zeit, ehe der dreißigjährige Krieg verheerend über unsere Fluren ging, bei uns in ganz ähnlicher Weise und Gestalt von den Bürger- und Bauernjungen geübt wurden wie gegenwärtig in England. Namentlich hat der dem englischen an Dichtigkeit und Glätte gleichkommende Rasen der Braunschweigischen Lande für solche Spiele stets ein günstiges Terrain geboten, das sich auch neuerdings wieder für diese Zwecke in hohem Maße bewährt.

Im großen und ganzen einander ähnlich, tragen diese Spiele nun alle den Charakter der „Parteispiele“, welche die völlige Hingebung und den Wettstreit der Beteiligten erfordern. In ihre Kategorie gehört:

1. Das Cricketspiel.

Es ist ein tapferes Spiel, dieses englische Nationalspiel. Kraft, Gewandtheit, tüchler Blick, kaltes Blut, Schnellfüßigkeit,

Präzision, vor allen Dingen aber ein ausgeprägtes Bewußtsein der Verantwortlichkeit der Partei gegenüber, alles dies ist dem Cricketspieler notwendiges Requisite und dazu angefangen eines steinharten Lederballs, der mit voller Wucht auf ihn zusliegt, Bravour und ein sicheres Auge. Das nicht minder Wesentliche ist eine feste Bahn auf Lehm- boden mit kurzem Rasen und einer freien Umgebung ohne Bäume und Gräben.

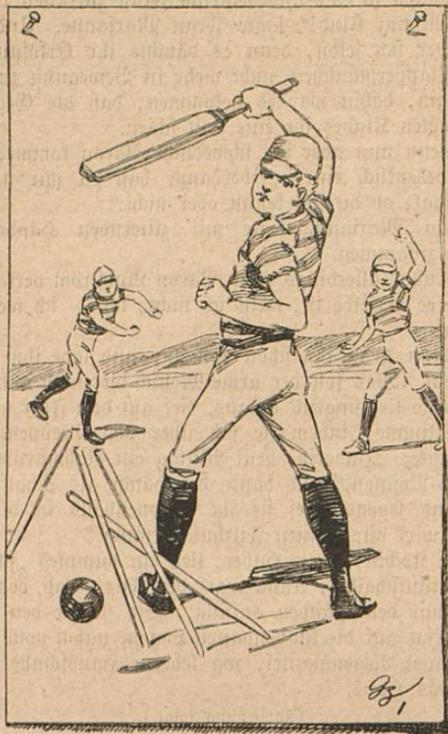
Jede Partei hat wie beim Regelspiel ihren Ob- oder Hauptmann, oder wie es beim Fußball heißt, ihren Kaiser, welcher durch Acclamation gewählt, alsdann in der üblichen Weise um die verschiedenen freitigen Punkte, insbesondere die Kompletierung der Riegen, mit dem Gegner sich auseinandersetzt. Dies geschieht meist durch einfaches Waten mittels einer emporgeworfenen Münze (toss-up) nach der „Kopf- oder Schriftformel“. Auch wird bestimmt, wer zuerst die Verteidigung der Thore zu übernehmen hat. Jede Partei besteht aus 11 Mann, daher die „Oxford and Cambridge Elevens“. Die Innenpartei stellt vorerst zwei Schläger (batter) ins Spiel, welche mit ihrer Waffe, dem bat, Schlagholz oder Ballschheit, baton, einer Art von 1 m langer und 10,5 cm breiter Keule aus kunstreich geflechtetem und in 11 gestimmtem Fichtenholz mit unwickeltem Stiel, vor den Thoren Stellung nehmen. Sie stehen einander in einer Entfernung von etwa 22 Schritt oder 50 Fuß (20 m) gerade gegenüber. Die Thore (wickets), auch Galgen oder Gatter genannt, bestehen aus je drei halbmännshohen Stäben, welche senkrecht nebeneinander in die Erde gesteckt und durch zwei oben leicht aufgelegte „Barren“ (bails) geschlossen werden. Der Ball darf nicht zwischen diese Stäbe durchfliegen können, ohne sie umzureißen. Die Linie, auf der sie stehen, heißt das „Schodmal“. Man spielt auch wohl mit einem Thore (single-wicket), wenn nur eine geringe Anzahl von Spielern, etwa zur Übung, sich zusammenfindet. Im regel- rechten Ballspiele stellt die Außenpartei ihre „Einschicker“ oder Ballwerfer (servers) hinter den Thoren auf. Deren Auf-

gabe ist, durch einen geschickten Wurf mit dem aus gepresstem Kork und Leder hergestellten, hartelastischen, etwa 200 Gramm wiegenden Ball das gegenüberstehende Thor einzuwerfen. Der Schläger nun, bewaffnet mit der Keule oder dem „Ballholz“, sucht den auf sein Thor gezielten Ball mit einem wuchtigen Schläge zu treffen und so weit als möglich ins Feld zu schleudern. Die zeitige Wiederheranschaffung des Balles ist sodann Sache der gesamten Außenpartei, welche zu diesem Zwecke ihre übrigen neun Mann an den erfahrungsmäßig besten und je nach der Eigenschaft der Schläger wechselnden Plätzen im Felde aufstellt. Denn die Zwischenzeit, so lange nicht die Gefahr droht, daß eines der Thore mittelst des wiedergefundenen Balles eingeworfen werden könnte, benutzt der Schläger in Gemeinschaft mit seinem Partner am anderen Thore zu den Hin- und Widerläufen (runs); die größere Zahl der Läufe, welche eine Partei macht, sichert dieser den Sieg.

Dies ist das einfache Prinzip, aus welchem sich alle weiteren Details ableiten lassen. So befindet sich z. B. vor dem Schodmal, um dem Schläger den richtigen Abstand (1,25 m) vom Thore anzuzeigen, das Schlagmal, eine einfache mit dem Fuß ins Erdreich eingeritzte Linie, die bei ernstlichen Wettkämpfen auch durch aufgestreute Kreide verdeutlicht wird. Beim Laufen hat der Schläger sein Schlagholz hinter dieser Linie einzusetzen, ehe er einen neuen Lauf antreten kann. Ein weiteres Schlagzeichen deutet ihm die Mitte seines Thores an, wo er sein Schlagholz einsetzt, um den Wurf des gegnerischen



Einwickelers mit der größten Sicherheit für sein Thor abwarten zu können. Das rechte Bein stellt der Schläger hinter das Schlagmal, kann aber im übrigen sein Schlagzeichen ebenfalls hinter demselben nehmen. Hierin richtet er sich nach den Umständen und seiner Armlänge. Denn so wenig, wie er sich sein Thor durch den Ball einwerfen lassen darf, ist es ihm erlaubt, dasselbe selbst mit dem Schlagholze einzuschlagen. In beiden Fällen wäre er „aus“ oder „fertig“ und müßte abtreten, um einem anderen Parteigenossen die weitere Verteidigung des Thores zu überlassen. Ein ferneres Augenmerk für ihn ist, daß er seinen Ball nicht etwa fanggerecht einem seiner Gegner zuschlägt. Denn fängt einer der Außenpartei, sei es nun ein Aufpasser (scout) im Felde oder einer der Einschenter selbst, den vom Schläger bereits getroffenen Ball, so ist der betreffende Schläger gleichfalls „fertig.“ Man sagt auch wohl, er sei „abgekommen.“ Der Kaiser entsendet sofort einen neuen Schläger an seine Stelle, bis zehn von der Reihe „ab“ sind und der Elfte als „nicht ab“ für die nächste Innenreihe übrig bleibt. Es ist hiernach einleuchtend, warum der Kaiser geneigt sein wird, seine besten Kräfte zunächst ins Spiel zu stellen.



Sobald der Schläger sein Schlagmal verläßt, also aus Unachtsamkeit oder um einen Lauf zu thun, ist irgend einer der Gegner in der Lage, ihm mit dem Ball das Thor einzuwerfen oder sogar es ihm mit dem Ball in der Hand einzu-

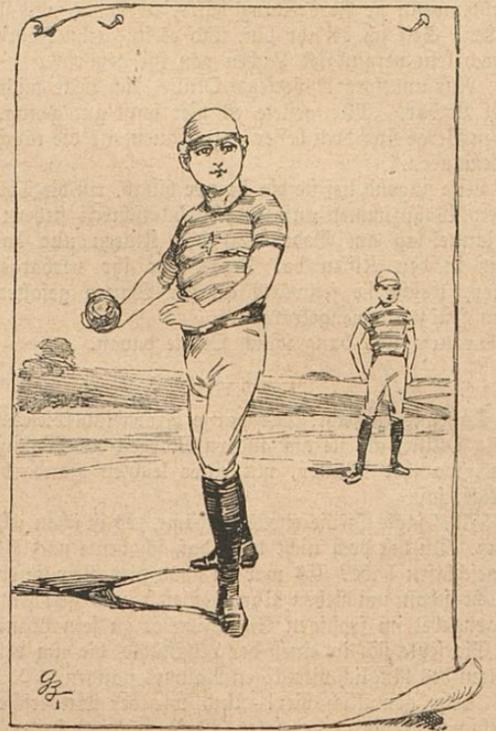
stoßen. Ein Fuß oder das Schlagholz des Schlägers muß daher stets hinter seinem Schlagmal sich befinden, sobald der Ball sich in gefährdender Weise im Spiele befindet. „Außer dem Spiel“ befindet sich der Ball nur in des Thorwärts Händen. Diesen Namen führt der dem zeitweiligen Einschenter gegenüberstehende Aufpasser hinter dem jedesmal zu bewachenden Thore, also der momentan nicht aktive Einschenter, der die vom Schläger durchgelassenen Bälle „abstoppt“ oder auffängt und den Ball kurzen Wegs dem zeitweiligen Einschenter wieder zuwirft. Jeder Einschenter wirft nach einander fünfmal. Fünf Bälle heißen ein Umgang (over), weil danach der andre Einschenter, der bisherige Thorwart am anderen Thore, an die Reihe kommt und sämtliche Aufpasser demgemäß ihre Stellung im Felde verändern. Diese müssen dann meist ebenfalls die entgegengesetzte Seite nehmen. Sie gehen von der Abseite nach der Anseite hinüber, die nun Abseite wird. Ohne Einfluß auf das Spiel ist es dagegen, welcher der beiden Schläger dem zeitweiligen Einschenter gegenüberstehe, d. h. ob etwa, wie dies bei einer ungeraden Zahl von Läufen geschehen sein würde, diese ihre relative Stellung gewechselt haben.

Für die Stellung der Aufpasser und Fänger im Felde ist lediglich die Taktik des Kaisers der Außenpartei maßgebend, und diese richtet sich nach der meist bekannnten Eigenart, Schwäche und „Form“ des jedesmaligen Schlägers. Ein firmer Batsman, der kühn auf den von einem forschen Einschenter geschleuderten Ball losschlägt, bedingt einige flinke Fänger im weiten Felde auf seiner linken Seite. Der Aufpasser, der im Winkel von etwa 45 Grad dem Schläger in der Ferne auf der Abseite gegenübersteht, heißt in der Braunschweiger Terminologie in der That „der Weitab.“ Ein Schläger, der gern „über die Hand schlägt“, bedingt einen nächststehenden guten Fänger auf seiner rechten, d. h. Anseite, und dieser heißt der „Mittenan.“ In gleicher Ableitung spricht man von einem Schräg-, einem Quer-, einem Mittens- und einem Kurzab, welche Bezeichnungen indessen willkürlich erscheinen und in der freien Praxis des Spiels häufig ihre Bedeutung verlieren. Der im graden Fluge des Balles stehende Aufpasser hat das Privileg, den Fang zu versuchen; sein nächster Hinter- oder Nebenmann besitz sich dann, ihm in den Rücken zu gelangen, um den Ball beim Nichtgelingen des Fanges, im weiteren Felde aufzuhalten. Er schleudert ihn dann dem Einschenter oder dem Thorwart zu oder wirft ihn aus größerer Nähe wohl gar eigenhändig in das etwa in Folge der Laufunternehmungen der Schläger unverteidigte Thor. Ein stetes und reges Zusammenwirken aller Beteiligten ist die Voraussetzung und wohl auch die selbstverständliche Folge des ganzen Arrangements, und das Spiel ist so anregend, daß es selbst phlegmatische Leute zur Ausgabe ihrer vollen Kräfte anfeuert.

Sind von beiden Parteien alle Elf am Schlage gewesen, so beginnt der „zweite Gang.“ Zwei Gänge sind meist ein match oder volles Wettspiel. Zur Schlichtung von etwaigen Differenzen in Bezug auf die Details sind in der Regel ein oder zwei Schiedsrichter, umpires oder Unparteiische im Felde, welche auf der linken Seite des Thores Stellung nehmen, auch wohl selbst das „Kerbholz“ oder Spieltableau d. h. das schematisch angeordnete Register über die Vorgänge des Spiels führen. Sie haben vor allen Dingen zu entscheiden, ob der Einschenter einen ordnungsgemäßen Ball giebt oder nicht.

Der Ball sollte stets mit dem einfachen Schockwurf des Kegelspielers auf das Thor des Schlägers zugeworfen werden, so daß er vorn Ziel den Boden berührt, gleichviel in welcher Weise der Einschenter durch Drehung der Hand beim Werfen den nachherigen Lauf des Balles modifizieren mag. Der Mundwurf (rounder) ist in England zwar ebenfalls beliebt, aber für den Schläger nicht ungefährlich und bedingt jene monströsen Beinchen, die man vielfach in England beim Cricketspiel anlegt, um den Ball ungefährdet für die Gliedmaßen im vollen Fluge mit dem Beine aufhalten zu können. Ein zu weit vom Schläger vorbei oder über seinen Kopf hinfliegender Ball, falls der Schläger verzichtet, nach demselben zu schlagen, gilt als kein resp. ein „zu weiter Ball“.

Jede Funktion in diesem Spiel erfordert die größte Geistesgegenwart, ein Augenblick der Nachlässigkeit kann der Partei den Preis kosten und dem Betreffenden in dauernde Blamage bringen. Sieht es doch abertausend Kurven, die der Ball auf seinem Wege von Wicket zu Wicket beschreiben kann, dazu gebrochne Linien ebenfalls abertausende. Der Schläger



muß auf alles vorbereitet sein, darf sich nicht zu Einseitigkeiten ausbilden und überraschen lassen. Kenne man die Cricketpassion eine spezifisch englische Idiosynkrasie, das Spiel ist edel und deshalb auch uns Deutschen empfehlenswert.

Kunstgewerbliches.

(Sterns Empfangsalon Seite 272.)

Die Zahl der Magazinhäuser, jener Gebäude, die vollständig als große Warenbazare angelegt sind, mehrt sich in Berlin ständig. Wir besitzen jetzt ein Lagerhaus, das nicht nur gefällig zum Verkauf aufgeschleppte Waren seinen Besuchern zeigt, sondern ihnen den wohlthuenden, künstlerisch befriedigenden Anblick einer Anzahl vornehmer, stilvoll und luxuriös ausgestatteter Wohnungen vorführt. Das Geschäft von Karl Müller u. Comp., Friedrichstraße Nr. 77, findet in diesem Sinne kaum irgendwo seinesgleichen. Es stellt sich und löst die Aufgabe, in allen Stockwerken seines Verkaufshauses völlig eingerichtete Gruppen von Wohnungen zu zeigen, Zimmer, Salons, Voudoirs, Schlaf- und Speiseräume in vornehmster, wie in solid bürgerlicher, einfacherer Ausstattung, im Geschmack der Renaissance, des Rokoko, Barock; jede Wohnung harmonisch abgestimmt und als ein Ganzes gedacht. Dazu gehören u. a. persische Teppiche, maurische Decken, altes Porzellan, chinesisches und japanisches Kunstgut, alte Stoffe, hundert Dinge, die man nur schwer und ungenügend nachbilden kann, die aber nun einmal zu einer harmonischen Einrichtung nach heutigem Geschmack unbedingt gehören. In diesem Musterhause, das wir uns jetzt flüchtig anziehen wollen, ist das Erdgeschloß größenteils als vornehme Junggesellenwohnung gedacht. Der unverheiratete vermögende Mann liebt es besonders, alten Hausrat, kunstgewerbliche Kuriositäten u. a. aus alten Patrizierhäusern zusammenzufahren und im eigenen Heim praktisch zu verwerten. Ein alter Schrank, kostbar mit Perlmutter-Intarsiaturen verziert, Kandelaber aus altem Schmiedeeisen, Truhen u. a. reizen die Lust des Kenners und des Geschmacks besitzenden Laien. Ganz reizend behaglich ist der Erker ausgestattet, noch schöner fast das altdeutsche Speisezimmer mit hoher Holztafelung und kräftigen Renaissancemöbeln. Schon hier haben wir einer besonderen Kunstfertigkeit der Ateliers ein warmes Wort der Anerkennung zu sagen. Altes Holzwerk, Füllungen, Leisten, Bretter, vielleicht von einem Gegenstande hergenommen, der stark beschädigt oder für den Raum nicht zu verwenden gewesen, ist mit großer Kunstfertigkeit benutzt worden, um daraus altdeutsche Möbelstücke vollständig neu zu bilden. Wo an Schränken, Truhen, Gesimsen etwas gefehlt, da haben die Kunsttischler die Ergänzung so treu nach dem vorhandenen Original neu hergestellt, daß es dem geübtesten Auge nicht gelingt, das Neue von dem Alten zu unterscheiden. Bisher wanderten zu derartigen Zwecken fast aus ganz Deutschland die Reste alten Holzwerks nach München in die Werkstatt Nürnbergs; wie auf den meisten Arbeitsgebieten hat auch hierin Berlin das ehedem vorgeschrittenere München eingeholt, ja überflügelt. Selbst die Fen- und Kamine passen sich überall dem Formencharakter der Ausstattungen an.

An die altdeutsche Junggesellenwohnung schließt sich hinten allovernartig ein kokettes Rokoko-Voudoir in dem tändelnden Geschmack des vorigen Jahrhunderts, meist aus Altem, doch mit diskreter Zufußnahme von neuen Sachen komponiert.

Zu gelegentlichen Besuchen, zu kleinen Causeries mag dieser mit dicken, starkgemusterten Seidenstoffen, mit Spiegeln und Möbeln im Puder- und Reifroststil ausgestattete Raum wohl gedacht sein. — Die in den Oberstock führende Treppe leitet auch in ihrer Ausschmückung angemessen in das Kommende über. Geländer und Hintergrund sind so bekleidet, daß nirgends eine Unterbrechung sich verrät.

Den ersten Stock nimmt eine Wohnung ein, deren einzelne Teile nach verschiedenem Geschmack und verschiedenen Formensystemen eingerichtet sind. Wir treten zuerst in den Salon. Die geschweiften Kommoden und Schränke mit herrlichen Bronzebeschlägen sind wohl alt, aus dem vorigen Jahrhundert hervorgegangen, ebenso der Klavierkasten, den man heute so prunkvoll üppig kaum kopieren würde. Dazu passen aber die Polstermöbel, geschweiften Formen, Gold, Lack, die prachtvollen deutschen und französischen Stoffe mit schweren Mustern, dazu passen alle Kleinigkeiten ganz vortrefflich, die diesen Raum füllen, unter einander aber wieder sich zu festgeschlossenen Etablissements gruppieren. Wer im Salon gern dem pompösen Rokoko die Herrschaft läßt, der wählt für das Herren- und das Speisezimmer lieber die ernstere, behaglicher wirkende Renaissance. So sehen wir in den hinteren Partien dieser Wohnung auch wieder matt gebeiztes Eichenholz, Formen, wie sie das sechzehnte Jahrhundert in den Niederlanden geschaffen, kräftig und warm im Ton, Altes und Neues, Originales und Ergänztes bei einander. Besondere Bewunderung verdient die koloristische Harmonie, die in jedem der Räume des ganzen Hauses herrscht. In betreff der Erzielung von Farbenwirkung verrät der Schöpfer dieser Einrichtungen eine Meistererschaft, die kaum zu übertreffen sein dürfte.

Wir kommen in den zweiten Stock. Hier befinden wir uns wieder in einer vollständig ausgestatteten eleganten Wohnung, der nur Wirtschafts- und Küchenräume fehlen. Die Einheit des Stils, die noch vor wenigen Jahren von rigorosen Stilisten verlangt wurde, läßt sich nirgends mehr halten. Man will eben Wohnstube, Salon, Speisezimmer je nach ihrer Bestimmung dekorieren. So sehen wir denn Prachtmöbel des Rokokogeschmacks, breite, geschweifte Formen mit Goldbrokat gepolstert in dem einen Salon. Zu einem anderen Etablissement ist ein altes Rokokostück von schwerem, kräftig desiniertem Stilstoff zu Möbelbezügen verwendet. Daneben ladet das schwere Barock aus der Zeit Ludwigs XIV. zur Raft ein. Mit der Pracht verbindet dieser Stil eine gewisse Behaglichkeit, und diese wird noch erhöht durch die koloristische Stimmung aller Draperieen und Möbelstoffe, in denen Div und Bronzebraun in verschiedenen Nuancen vorherrschen. Paravents, kleine Luxusmöbel und jenes Überflüssige, was ja jede Wohnung erst wirklich wohnlich macht, fehlen natürlich auch dieser nicht.

Im Herren- und Speisezimmer der aus 7 Räumen bestehenden Wohnung finden wir jene orientalischen Gestalten, die keine abendländische Kunst nachzubilden versteht, zu Polsterungen verwendet, den Speisestisch mit maurischer goldgestrichelter Decke bekleidet, die Zimmerdecke täuschend in Holzimitation

gemalt, die Fenster aus alten Stücken Glasmalerei und neuer kunstvoller farbiger Verglasung zusammengesetzt, kurz auch hier wieder Altes und Neues, Originales und Nachgeahmtes zu wohlthuender künstlerischer Wirkung vereint.

Weiter oben in dem interessanten Hause wird es einfacher, darum aber kaum minder schön. Die Rokokomöbel, deren Holzwerk in matten Bronzeton gehalten, sind mit herrlich gemusterter Cretonne gepolstert; nebenbei werden wir über die charakteristischen Eigenschaften der sog. „Dressner Rokoko-façon“ belehrt, die einfacher, neuer, geringer ist als die von Versailles hervorgegangene, immer aber noch sehr vornehm wirkt. Hier teilt die Etage sich in mehrere kleine Wohnungen, die alle den gesteigerten Ansprüchen an guten Geschmack und harmonische Gesamterscheinung genügen.

Wir haben das Ganze angesehen, wie man ein Kunstwerk, eine Ausstellung betrachtet. Wir müssen daran erinnert werden, daß es sich hier um ein Warenhaus, ein Verkaufsmagazin handelt. Das ist diese Schöpfung aber. Das eigentliche Geschäft birgt sich in den oberen und hinteren Lokalitäten des Hauses. Da stehen und liegen die Ergänzungen bereit, Teppiche, Polsterfächer, Möbel aller Façons, antike und andere Geschirre, Spiegel, Kronen, Trinzimmer im Bauernstil von gebeiztem Kiefernholz, da wird Altes und Neues hergestellt, denn für jede der kunstgewerblichen Spezialitäten besitzt das Haus eigene Ateliers. Das reich gewordene Berlin macht die Existenz eines so groß angelegten Geschäfts möglich, von dem nun die Provinz, ja das ganze Reich Nutzen zieht. Die Stärke dieses Warenhauses besteht in der Beschaffung vollständiger Ausstattungen. Mag es sich da um einzelne Räume, einen Salon, einen Speisesaal, ein Herrenzimmer, mag es sich um eine ganze Wohnung handeln: man braucht nur Plan, Entwurf, Angaben über Formen, Art und Preis einzusenden, so läßt das Haus eine vollständige Zeichnung anfertigen, deren einzelne Teile, sobald der Besteller sich mit ihr einverstanden erklärt hat, eigens und getrennt nach dem Entwurfe ausgeführt werden.

Berlin ist mit diesem Hause Müller wieder einen bedeutenden Schritt vorwärts in seiner geschäftlichen Entwicklung zur Weltstadt gegangen. Es dürfte kaum eine andere europäische Hauptstadt geben, die auf diesem Gebiete Höheres leistet, als wir es hier finden, keine, die dieses künstlerischer, vornehmer, stilgerechter, im allerbesten Sinne geschmackvoller thut. Unseren Landsleuten eignet die Fähigkeit, sich in eine bestimmte Formenwelt fest einzuleben, in ihren Grenzen zu schaffen. So vermögen sie bei vorhandener theoretischer Ausbildung gothisch, so deutsche, französische, italienische Renaissance, so Barock, Rokoko, Empire in voller Treue, dabei doch mit innerer Selbstständigkeit zu entwerfen und auszuführen; der Franzose dagegen vermag seiner lebhaft gestaltenden Phantasie niemals solchen Zügel fest anzulegen, er sucht alles etwas anders zu machen, allem einen modernen, pariserischen Zug zu geben. So bezeugt das Warenhaus Müller u. Comp. auf diesem Gebiete zuerst eine Überlegenheit der deutschen Kunstgewerbe über die französischen.

Fritz Wernick.



Schlängenslied der Irma.

(Nachdruck verboten.)

Irma.

Hört ihr mein Lieb-chen lei-se?

mf

Nun so tanzt nach mei-ner Wei-se!

Mouv. de Valse.

1. Mein Lieb-chen sei be-reit,
2. Der Gat-te manch-mal großt.

Mouv. de Valse.

laß be-wun-dern, was ich Dich ge-leh-rt. Du weißt wie mich's er-gen.
daß er Herr, will der Frau er-zei-gen. Der Ge-he-don-ner

freut, Wenn mit Bei-fall man uns reich be-ehrt. Und ob du dich
rollt, Und der Him-mel hängt nicht vol-ler Sei-gen. Da giebt's ein Kle-

p *pp*

mf *rit.*

fräuhst und machst es mir schwer, du weißt doch, daß mir ein Mit-tel noch blieb, ein ein-zig-iges Wort ich brau-che nicht mehr. Ich sa-ge dir nur, ich seht, das ist ganz pro-bat, daß man-hes mal schon uns Wol-ken ver-trieb, denn wenn es ein an-dres Mit-tel nicht that, so sa-gen wir ach, wie

pp *a Tempo.* *rit.* *a Tempo.*

ha-be dich lieb! Sei recht lieb, zärt-lich sei wie nie, sei recht lieb, zärt-lich sei wie nie, sei recht lieb, sei recht lieb, sei recht lieb, Ri-ri Ri-ri-bi. Sei recht lieb, zärtlich sei wie hab ich dich lieb!

pp *mf* *pp* *p* *a Tempo.*

nie, sei recht lieb, Ri-ri Ri-ri-bi. Bin dir gut, ach du weißt es ja wie. Ri-ri Ri-ri-bi.

Der Großmogul.

Operette in 3 Akten von Edmond Audran.

„Du mußt es dreimal sagen“ — dreimal mußte Edmond Audran an die Pforten deutscher Operntheater klopfen, bevor ihm ein voller Erfolg zu teil wurde. Seine erste künstlerische Visite („Mascotte“) wurde so unzweideutig, ja unwirksam abgelehnt, daß mehrere Jahre vergingen, bis man wieder zu einem Audranschen Werke greifen konnte. Aber schon dieses zweite Werk („Gilette de Narbonne“) erfreute sich bei seiner Aufführung am Berliner „Walhalla-Operntheater“ einer durchaus sympathischen Aufnahme. Das deutsche Theaterpublikum hatte sich allmählich an den perpetuirlichen Walzer- und Marschrhythmen der Wiener Komponisten sattgehört — es verlangte nach Melodien.

Im Gegensatz zu ihrer jüngeren Wiener Schwester hat sich die französische Operette immer nahe an den Grenzen der komischen Oper gehalten: Lecocq, Rob. Planquette, dessen „Cloches de Corneville“ der Erfolg ungerechter Weise versagt blieb, Lacome und schließlich Edmond Audran dürfen ihre „Operetten“ ganz kühn „komische Oper“ in dem bei uns üblichen Sinne nennen. Edmond Audran wird jedoch von dem Mißgeschick seiner deutschen Kollegen verfolgt: die Librettisten bieten kaum die notdürftigste Unterlage zur Musik. Weber „Mascotte“ und „Gilette“ dürfen textlich einen Anspruch auf Wert machen, noch auch die dritte Operette Audrans („Der Großmogul“), mit welcher am Neuen Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater in Berlin endlich der erste nachhaltige Erfolg von Audran hier errungen wurde, hat ihren Humor nicht von den Pariser Librettisten, sondern vom deutschen Bearbeiter, Eduard Jacobson erhalten.

Die Musik, welche Edmond Audran zum „Großmogul“ geschrieben, ist von melodioser Erfindungsgabe und grazioser Laune durchweht.

Aus der Fülle der Partitur bringen wir heute das „Schlangenlied“ des 1. Aktes. Ein flottes Pariser Kind, Irma, wird nach Indien verschlagen und treibt auf dem Markte von Alroja ihren Hofus-Pokus. Das pikant komponierte Musikstück wird sicherlich auch bei unseren Damen den Beifall finden, welcher ihm allabendlich im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater zu teil wird. Das orientalische Märchen von der geheimnisvollen Perlenkugel, welches der Operette zu Grunde liegt, ist auch mit orientalischer Pracht ausgestattet worden und ebenso ist die Darstellung der Operette eine vortreffliche. Interpreten des Humors wie Elise Schmidt-Laleika und Reinhold Wellhof-Großvezier, die uns der Zeichner in der Gruppierung unten links vorführt, machen jede Hypochondrie zu schanden; die annuttsvolle Gestalt mit dem sinnigen Gesichtsausdruck, rechtsseitig oben, ist die von Hanna Wrada repräsentierte Prinzessin Bengaline. In der Schlangenbeschwörungsszene hat des Zeichners kundiger Griffel der Irma die zierlichen Züge des Fräulein Guisti Rock verliehen, Joquelet-Weidmann sieht entzückt dem graziosen Spiele zu. Die zierliche Mittelgruppe stellt als Irma Fräulein Stein, als Prinzen Mignapur den trefflichen Tenor der Bühne Herr Steiner dar, während oben aus der Papierumrahmung Cradson-Binders, Irmas unglücklichen Liebhabers Bild, herausfährt.

Die Operette, welche von ihrer ersten Aufführung an eine unerminderte Zugkraft ausübt, wird demnächst ihre 100. Aufführung erleben. Zu derselben ist eine Einladung an E. Audran ergangen und so wird Berlin bald das interessante Schauspiel haben, den gegenwärtig populärsten Operntkomponisten Frankreichs am Dirigentenpult des Neuen Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters erscheinen zu sehen.

Die Mode.

Die diesjährigen hochsommerlichen Toiletten haben eine Saison von geradezu idealer Schönheit zur Voraussetzung, denn abgesehen von den Stoffen, die wirklich nur für sonnen-glänzende und sonnenwarme Tage geschaffen sind, erfordern auch die Arrangements einen schönen hochsommerlichen Rahmen, da nur dieser die Wirkung von Chic und Eleganz zur Geltung gelangen lassen würde. Stoffe wie Etamine, Foulard, Spitzenstoffe, gemusterte Tülls, Bastseide, Crêpe, dann Zusammenstellungen aus Etamine und Spitze, Seide und bedruckter Etamine u. a., könnten uns glauben machen, daß die Mode für die Dauer der Saison einen lachend blauen Himmel „gepachtet“ habe, um in seinem Glanze mit ihren Schöpfungen Spiel zu treiben und der Villeggiatur, dem Aufenthalt am Strande, einem Leben in den Bergen oder in den Bädern erhöhten Reiz zu verleihen. Denn hierher gehören so recht eigentlich die schönen, sensationellen Modeprodukte; farbenreich und prächtig wie sie sind, würden sie unter grauem Himmel, in monotoner Staffage grell und auffallend hervorstechen, während sie, begünstigt von Licht und Wärme und angeregter Umgebung, harmonische Wirkung erzielen dürften. Ganz besonders scheint die Mode im Hochsommer sich in dem lebhaftesten Farbenspiel von Blau und Rot zu gefallen. Von den einfachsten wie elegantesten Geweben, dem bedruckten, gerippten Zephyrstoff und dem immer noch beliebten Satin an bis zur bedruckten oder bestickten Etamine, sowie dem weichen schmiegsamen Foulard wird dieser Vorliebe Ausdruck gegeben, und wo die Farben nicht bereits durch Druck und Gewebe zu pikanter Wirkung verschmolzen sind, greift man zur Vermittelung durch Band und Spitze und wählt von rotem Stoff ein Unterkleid zu blauem durchsichtigen Oberkleid, oder ein Arrangement aus blauer Etamine mit rotem Garn oder roter Seide gestickt. Unter allen Umständen ist die Verwendung von Blau und Rot die rage des Augenblicks. Bastseide (ceru), Foulard haben auch neuerdings einigen Erfolg. Während erstere in natürlicher Farbe (Gelbgrau) dominieren und mit gelblicher Spitze oder mit Stiderei auf seinem Cambrie garniert werden, sieht man den Foulard zumeist in mittel- und dunkel-farbenen Nuancen als Fond, von dem sich leichte und kleine Dessins in hellerem Ton oder in abstechender Farbe abheben. Braun mit cremefarbenen Tönen, olive und weiß, rotbraun mit rosa, hell- und dunkelblau sind beliebte Farbenkombinationen. Ob ganze Toiletten aus diesen Stoffen, ob nur Röcke mit un-Taillen, aus Kaschmir oder satin merveilleux, mit Jersey- oder den neueren Crêpontaillen getragen werden, bleibt dem individuellen Geschmack überlassen, dem die Mode völlige Freiheit gestattet. (Der eben erwähnte „Crêpon“ ist übrigens ein sehr feines, schmiegsames, gelreppes Wollengewebe, das infolge seiner Dehnbarkeit die Tricot- oder Jerseygewebe auf das beste ersetzt und sowohl für Taillen als auch für Untertaillen verarbeitet wird.)

Bezüglich der Machart der Kostüme bleibt zu konstatieren, daß die Mode mit einer gewissen Fähigkeit an der Form der Bauernröcke festhält, wenn auch hier und da ein Streben nach Abwechslung nicht verkannt und selbst der Versuch, die schlichten Bauernröcke einer verschönernden Aenderung zu unterziehen, nicht in Abrede gestellt werden darf. Oben dicht in Falten gereichte, gerade Stoffbahnen oder in gerade breite Falten gelegte Röcke sind die beliebtesten Arrangements-Modifikationen, die immer noch

einen anderen, den sogenannten falschen Rock von minderwertigem Stoffe zur Voraussetzung haben. Dieser letztere wird, nach neuestem Diktum der Mode, am unteren Rande mit einem 8—10 Cent. breiten glatten Sammetbande oder einem Sammetstreifen besetzt. Die ganz leichten Stoffe, wie Etamine und Foulard, eignen sich übrigens wenig zu den ganz schlichten und flach anliegenden Arrangements der Bauernröcke, weil sie einmal die für die Tourneure erforderlichen Reifsen zu sehr markieren, außerdem auch die Figur zu stark hervortreten lassen. Bei Verarbeitung dieser Stoffarten empfiehlt sich also reichere Drapierung, Anwendung von Spitzen und Schleifen, Stidereifraturen und dergl. Spitzenstoffe werden überdies niemals glatt verwendet, sondern in Form von Volants, gefalteten Teilen u. arrangiert. Glatte Etamine mit sächsischer Spitze zum Rock, bedruckte Etamine zur Taille zu wählen oder Röcke aus Guipûre-Laine, Sudanspitze oder breiten Spitzenvolants und farbiger Charpe nebst Spitzen-



bluse oder Crêpontaillle gilt für hohelegant. Zu diesem letzteren Toiletentypus hat die Mode seit einiger Zeit die früher so beliebten Medicisgürtel aus langjähriger Vergessenheit wieder an das Tageslicht gezogen. Einen bestimmten Hinweis giebt sie gleichzeitig mit der Benennung „ceintures des pen-



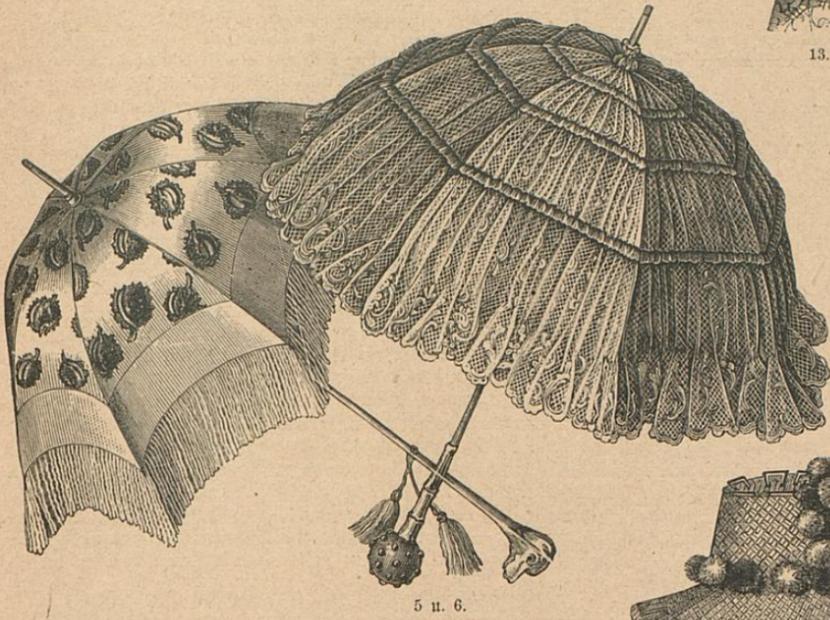
sionaires“, also nur eine Gabe für Anmut und Jugendfrische sind diese Gürtel mit Charpes, die täglich mehr Beifall finden. Vielsach wird auch dazu ein leichtes seidengefüttertes, koquettes Zäckchen als Vervollständigung des Straßenanzuges getragen

das vorn offen, mit Revers oder nur an einer Seite geschlossen die rage der Mode dokumentiert (s. Abb. Nr. 1). Aus leichtem hellen Tuch, bequemen englischen Schnittes, mit Kurbestickerei, mit Perleгалons, Vermicellestickerei aus Metall- oder Seidenschuur sind die kleinen Konfektionsgegenstände durchaus der „chie parisien“. Neben ihnen allerdings fungieren für Frauen kleine Mantelets aus Spitzenstoff und Perlen mit Ärmeln aus absteckendem Sammet. Löwinnen der Mode wählen dazu pensée oder moosgrünen Sammet, der mit perlengestickter Spitze oder Jaspasementerie belastet ist



noch die Fruchtgarnitur der Sommerhüte. Leichte Paillassonhüte sind reich mit Zweigen aus Pflaumen, Aprikosen, Weinbeeren, Kastanien etc. beladen, von deren Imitation man wirklich erst überführt werden muß, so täuschend ähnlich sind sie in Kautschuk nachgebildet. Übrigens räumen ihnen die Blumen durchaus nicht ganz das Feld. Blumen und Früchte teilen sich vielmehr in die Saison und beide finden Platz auf Hüten jeden Genres.

Außer den beliebten Plochama-Hüten in den verschiedensten Formen und Garnituren (s. Abb. Nr. 9—11), welchen



(s. Abb. Nr. 2—4). Die Perle ist nachgerade ein unbedingtes Erfordernis der Mode geworden. Für die Eleganz der obligatorische Rahmen, für bescheidenere Ansprüche und Verhältnisse eine zierliche und nicht zu unterschätzende Beigabe, nehmen sie fast jeden Modeartikel: Hüte, Mantelets, Kleider, Schirme in Anspruch. Diese letzteren tragen, beiläufig gesagt, gleichfalls in prononciertester Weise den Charakter eines hochsommerlichen Toilette-Artikels. Die meisten derselben, für Bäder, Korsofahrten, als Vervollständigung des Kostüms bestimmt, sind aus uni-Seide und Spitzenstoff, oder gemustertem Tüll, der der Länge nach auf der Mitte jedes Schirmteiles in 3—4 Falten geordnet ist und nach den Stäben des Gestells frei ausgeht. Andere wieder sind der Quere nach gepufft und gezogen, wieder andere mit glattem seidnen Spitzengewebe überdeckt, noch andere mit farbigem satin bekleidet, der ein Sammetbroché, Früchte imitierend, aufweist (s. Abb. Nr. 5—8). Wie sehr die Mode zur Hochsommerzeit die Früchte als Fuß gontiert, beweist außer dieser Erscheinung



ein praktischer Sinn für den Land- und Strandaufenthalt den Vorzug giebt, sind es die leichten und duftigen Schutzhüte aus Batist-geru oder Spitzenstoff, welche für diesen Zweck gefertigt werden — kurzes Dasein, fragile Stoffe, das deckt sich!

Zum Schluß noch eins: die Mode disputiert ob Catogan, ob hohe Haarfrisur? (s. Abb. Nr. 12 und 13). Bei der heute herrschenden individuellen Freiheit giebt es keine uniforme Haartracht mehr, mithin können unsere lebenswürdigen Leserinnen ebensowohl das eine wie das andere wählen, und wenn ich noch hin, füge, daß man auch die Stirnfranze geteilt und ungeteilt, glatt und gekräuselt trägt, ja sogar bisweilen diademartig bis zu den Schläfen hin aufwärts toupiert, so geht daraus hervor, daß für die Damenwelt der alte Wahrspruch vor wie nach Geltung hat: Püset alles und das Beste behaltet!

Bezugsquelle für Schirme: B. Doctor u. Co., Berlin, Leipzigerstr. 33, für Strandhüte: D. Pergamenter, Berlin, Leipzigerstr. 8. Veronica v. G.

Beschreibung des kolorierten Stahlstich-Modenbildes vom 1. Juli.

Fig. 1. Promenadenkleid. Der 225 Cent. weite Rock aus taffet royal ist mit einem zweiten Rockteil aus grauer Alpaca überdeckt, welcher 32 Cent. hoch mit je 2 Cent. breiten, aneinander treffenden, mit 1/2 Cent. breiter Vorte unterlegten Säumen ausgestattet ist. Aus gleicher Alpaca besteht die in Falten geordnete Tunika, sowie die Taille; letztere wird mit Westenteilen, welche aus Blenden von Alpaca und Vorte hergestellt sind, verbunden und durch einen Umlege, sowie durch einen Stehtragen vervollständigt. An den ohne Brustfalten arrangierten Vorderteilen der Taille werden kleine Taschen angebracht; zum Schließen der Weste dienen Knöpfe und Knopflöcher (siehe die untenstehende Abb. Nr. 1). Hut aus Strohgeflecht, mit einem Bandeau von satin merveilleux und einem Blumentuff garniert.

Fig. 2. Promenadenkleid. Dasselbe ist aus Etamine hergestellt; der 115 Cent. weite Rock aus Satin ist am unteren Rande mit einer 10 Cent. breiten à plissé gefalteten Frisur von Etamine garniert und oberhalb derselben mit einem 4 Meter weiten zweiten Rockteil überdeckt, dem eine 34 Cent. breite bunte Bordüre aufgedruckt ist und den zwei Reihen von 11 Cent. breiter Spitze begrenzen. Die kurze mit Spitze verzierte Tunika aus gleicher Etamine wird hinten, eine Schleife bildend, dem Schoß der Taille aufgehakt (siehe die untenstehende Abb. Nr. 2); die Taille ist in der Weise der Abbildung an den Vorderteilen und den Ärmeln mit in Falten geordneter bedruckter Etamine und Spitze garniert, mit einem Stehtragen von Sammet verbunden und zum Schließen mit Knöpfen und Knopflöchern versehen. Die Faltenlagen der Taille begrenzen Schlingen aus repsottoman-Band, sowie eine Metallagraffe. Schirm aus Etamine, Hut aus Strohgeflecht, mit einem Tuff von Etamine ausgestattet.



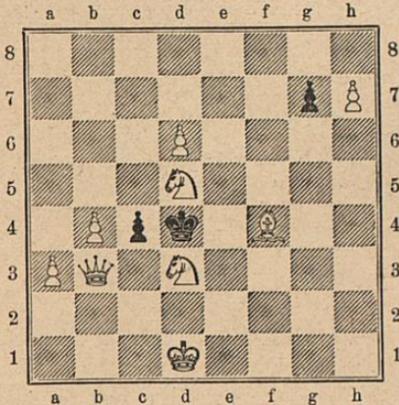
Bum Raten für Alt und Jung.

Schach.

Aufgabe Nr. 156.

Von P. J. Dohle.

Schwarz.



Weiß zieht; und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 154 Seite 232.

Weiß. Schwarz.

1. D g 8 — a 8. S b 6 n. a 8.

2. S f 1 — g 3 matt. A. K e 4 n. f 5.

1. B. Ein Turm zieht.

2. S b 7 — d 6 oder T b 5 n. e 5 matt.

Berichtigung. In der Aufgabe Nr. 155 („My home is my castle“) muß auf f 2 eine weiße Dame (statt der schwarzen) gestellt und auf f 3 ein schwarzer Läufer hinzugefügt werden.

Magisches Buchstabenquadrat.

Table with 4 rows and 4 columns of letters: A A A A, A E E H, D S S L, M M M M.

Die Buchstaben in den Feldern des Quadrats sind so zu ordnen, daß die vier senkrechten Reihen gleich den entsprechenden wagerechten lauten. Die vier Wörter, aber in anderer Reihenfolge, bezeichnen:

- 1. Einen Opernkomponisten, 2. einen weiblichen Vornamen, 3. ein Säugetier, 4. einen Fisch.

Citatenrätsel.

Eine bekannte Stelle aus Goethe ist in den folgenden sieben Citaten enthalten und zwar das erste Wort derselben in 1, das zweite in 2, das dritte in 3 und so fort.

- 1. Auch ich darf mich so glücklich nennen, Zu schau'n, was, Wolfram, du geschaut. 2. Unter Larven die einzig fühlende Brust, Allein in der gräßlichen Einsamkeit. 3. Grau, teurer Freund, ist alle Theorie. 4. Man merkt die Absicht und man wird verstimmt. 5. Du hast die Seele mein So ganz genommen ein, Daß ich keine andre lieb, Als dich allein. 6. Nicht an die Güter hänge dein Herz. 7. Wo alles liebt, lann Karl allein nicht hassen.

Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 48.

Eine Dame fragte ihre Freundin, zu deren am 5. Februar 1880 gefeierten Geburtstag sie eingeladen war: „Wie alt bist du eigentlich heut geworden?“ Sie erhielt zur Antwort: „Es wird dir einleuchten, daß ich in diesem Jahrhundert geboren bin. Ein scherzhafter Zufall hat es aber so gefügt, daß die Summe der Ziffern des Jahres, in dem ich das Licht der Welt erblickt, genau angiebt, wie alt ich heut geworden bin.“ Wie alt war die Dame und in welchem Jahre geboren?

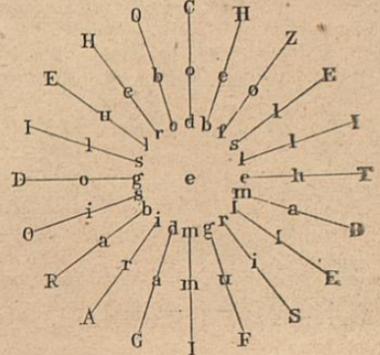
Auflösung der rätselhaften Inschrift Seite 232.

Das is amal g'wiß, daß mei Mo netta und a la so Schaf is wie der da.

Auflösung des Trug-Rätsels Seite 232.

Flanell-Jade.

Auflösung des Kreisrätsels Seite 232.



Reiseliteratur.

G. Amthor, Führer durch Tirol, das bayerische Hochland, Salzburg und Boralberg, unter Berücksichtigung der angrenzenden Gebiete der Schweiz, von Oberitalien und Kärnten zc. Neu bearbeitet von N. Zwidh. (Gera, Leipzig, Wien, Verlag von Amthor.) Seit dem Jahre 1868, wo der inhaltreiche und damals einzige „Führer durch Tirol“ erschien, hat Amthors auf jahrzehntelangen Reiseerfahrungen und tüchtigen Forschungen beruhendes Buch sich trefflich bewährt, in immer weiteren Kreisen erwünschte Dienste geleistet und in immer neuen Auflagen an Reichtum des Inhalts und praktischer Fingerzeige gewonnen. Augenblicklich liegt die fünfte, durchaus verbesserte Auflage vor uns und darf die wärmste Empfehlung beanspruchen. Auch der viel fordernde Reisende wird sich von derselben befriedigt fühlen. — Preis 7,50 M.

H. Gsell-Fels: Italien in 60 Tagen. 3. Aufl. 2 Bände. (Leipzig, Verlag des bibliographischen Instituts.) Ein namentlich für solche Reisende, die ein sog. Biglietto circolare benutzen, höchst brauchbarer Gefährte und Ratgeber. Selbstverständlich sind in der Hauptjache die besuchtesten und beliebtesten Punkte des schönen Landes berücksichtigt; doch hat der Verfasser dankenswerterweise auch einige für Kunst oder Natur bedeutsame Nebenrouten in seinen Plan hineingezogen und so dem trefflichen Buche eine erhöhte Brauchbarkeit gesichert. — (Für einen längeren Aufenthalt in Italien empfiehlt sich das fünfbandige größere Reisehandbuch desselben Verfassers.) Die Ausstattung ist durchaus schön und praktisch zugleich. Preis M. 10.

M. Koch v. Bernack. Die Arlbergbahn, ihre Umgebungen und Zufahrtslinien. 2. Auflage. (Zürich, Gaeß. Schmidt.) Pr. M. 2. Boralberg, ein Juwel in dem weitgestreckten Ländergebiet Österreichs, und seit Erbauung der „Arlbergbahn“ von Reisenden vielbesucht, findet in diesem praktisch angelegten Büchlein, dessen erste Auflage wir bereits mit lebhafter Zustimmung begrüßen konnten, recht sachverständige Beschreibung, und der daselbst durchstreifende Tourist die beste Anweisung zu ergiebiger Ausnutzung seiner Fahrten. Die beigegebenen Landschaftsbilder sind allerliebst, Karten und Stadtpläne genau und klar.

Übers Meer. Taschenbibliothek für deutsche Auswanderer. Herausgegeben von R. Leffer und Rich. Oberländer. Band XI und XII unter dem Titel „Rio Grande do Sul.“ Von Herm. v. Jhering. Gera, Neuß, Weltpost-Verlag. (Paul Henjchel.) Ein auf umfassender Sachkenntnis beruhender, recht nützlicher Ratgeber für alle diejenigen, welche ihr Glück jenseits des Ozeans, speziell in Rio Grande do Sul versuchen wollen und weder über Land und Leute, noch über Sprache und Verkehr, Wert- und Münzverhältnisse orientiert sind. Die kleine Ausgabe für dies Buch (2 M.) erpart ihnen das Taujensbache an Opfern, die ihnen Planlosigkeit und blindes Vertrauen zu gewissenlosen Agenten bereiten dürften. — Ebenso empfehlen wir alle übrigen Bände dieser Bibliothek aufs wärmste.

The Rhine and its Beauties. An illustrated panoramic description of the journey from London to Heidelberg. With illustrations by Birhet Foster. (London, E. C. 39, Warwick Lane, by F. E. Longley.) Pr. one Penny. Um den Preis eines Penny (= 10 Pfennige) giebt der Verfasser hier auf 16 Seiten ein sachkundiges, allerdings auf das Allernotwendigste beschränktes, doch mit hübschen Holzschnitten gezieres englisches Reisehandbuch für die Tour London-Heidelberg; sehr nachahmenswert auch für uns, die wir in unsern dicken Bäderefern zc. um hohen Preis unendlichen Notizenballast mit uns herumzuschleppen.

Leitfaden für See-Badereisende, mit besonderer Rücksicht auf Westerland-Sylt. Von Dr. Lahnsen. (Londner, Verlag von F. Dröbke.) Das recht instruktive Heft hat nicht bloß die Empfehlung des Seebades Westerland-Sylt und die Orientierung der Badegäste über dortige Verhältnisse zum Zweck, wie sehr auch jenes seit dem letzten Decennium trefflich entwickelte Bad einer solchen Empfehlung wert ist, sondern bietet allen Seebad-Reisenden in den Abschnitten: „Wer soll ins Nordseebad reisen?“ — „Wenn soll man reisen?“ — „Abreise und Reise.“ — „Wie lange soll man an der See bleiben?“ — „Die Badekur.“ — „Die Rückreise,“ ärztlich wohlwogene, sehr wertvolle Anweisungen und Ratschläge.

Weniger vom Standpunkt des Arztes als von demjenigen der Bade-Direktion behandelt denselben Gegenstand ein zweites kleines Heft unter dem Titel:

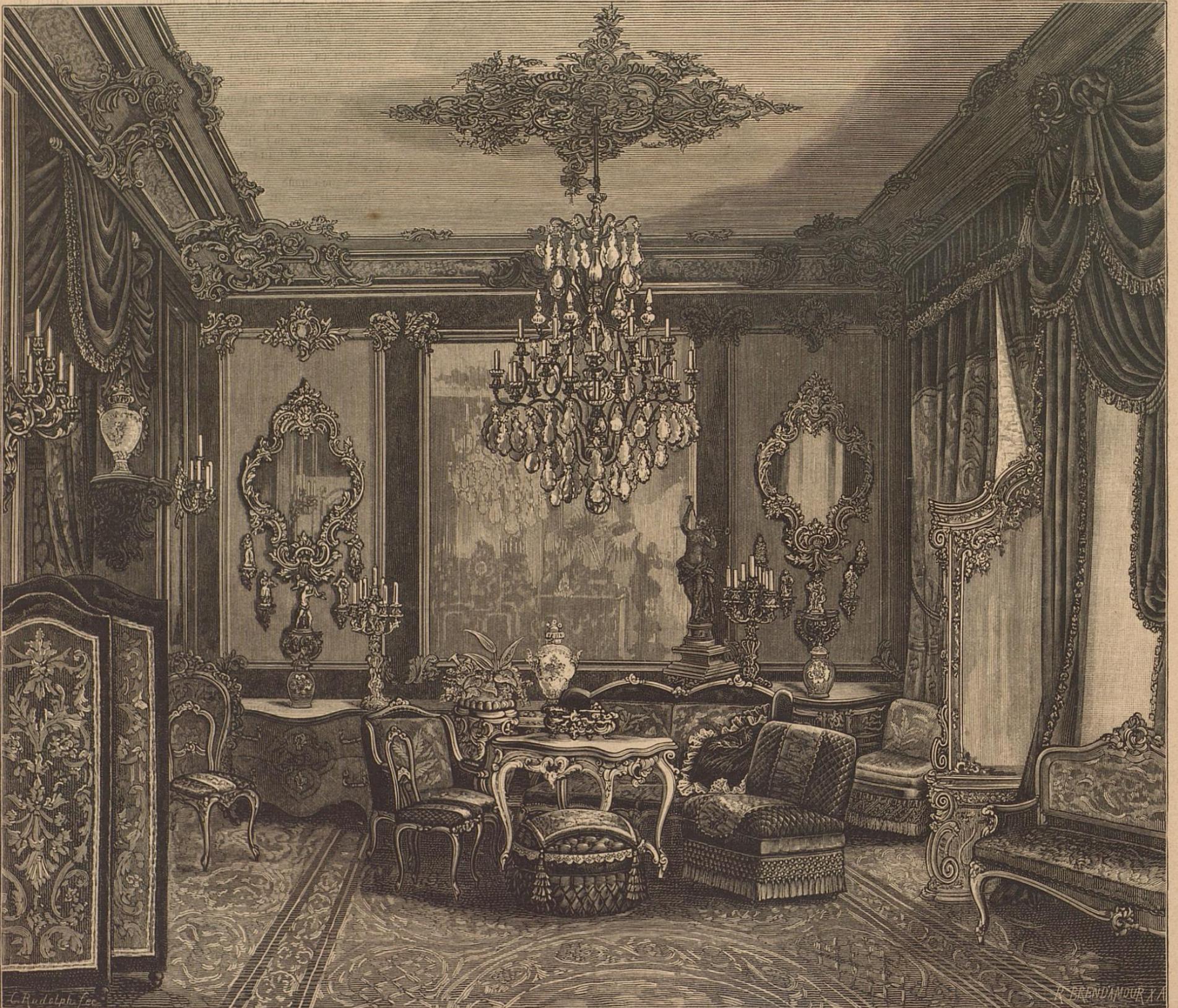
Die Nordseebäder auf Sylt, Westerland und Wenning-

stedt. (Westerland, Verlag der Bade-Direktion.) Preis 40 Pfennige. Hier findet der Badegast die allerpräzisesten Angaben über Kurzeit und Kurtaxe, Badeordnung, Bäderpreise, Hotels, Restaurants, Privatlogierhäuser, teure, mittlere und billige; Post- und Telegraphenämter, Theater, Musik, Fesballen, Wäscherinnen, Segelpartien zc. zc. und was sonst einem Badegast zu wissen nötig oder nützlich. Und alles das für 40 Pfennige!

Loise Blätter aus Brasilien. Von Luise Schend. (Hamburg, Verlag von Karl Gräbners Buchhandlung. [Arnold Ebert.]) Es ist eine neue Erscheinung unter den schriftstellernden Damen, die hier mit einem Buche, und — sagen wir es nur gleich — mit einem höchst anziehenden, gut geschriebenen, inhaltreichen Buche auftritt. Luise Schend, durch mehrjährigen Aufenthalt in Brasilien mit der Natur des Landes, durch ihre Stellung als Erzieherin in bevorzugten Häusern mit der Lebens-, Sinnes- und Denkweise der brasilianischen Familien innig vertraut, schildert hier aus klarer einbringender Beobachtung heraus mit amütiger Laune und sehr sicherem Darstellungsvermögen, was den deutschen Leserinnen zu erfahren höchlich interessant sein wird. Über sämtlichen bald tagebuchartigen, bald novellistischen Aufzeichnungen liegt, wie Sonnenlicht, der Abglanz eines reizenden Humors. — Das letzte Viertel des lebenswürdigen Buches bildet eine Sammlung sehr lesbarer und sprachgewandter Übersetzungen von Dichtungen Fagundes Barrellas, Norberto de Silvass, Goncalves Dias', Casimir de Abrens u. a., Dichter, deren Bekanntheit wir hier zum ersten Male, aber mit großem Vergnügen machen.

Charakterbilder aus Spanien. Von Schmidt-Weissenfels. (Stuttgart, Verlag von G. J. Göschen.) Ein allerliebtes höchst lehrreiches Buch. Der Verfasser, der die spanischen Zustände seit Jahren zu seinem Spezialstudium gemacht und sich lange genug jenseits der Pyrenäen aufgehalten hat (zuletzt als Spezialberichterstatler über die Reise des Kronprinzen durch Spanien), um die Ergebnisse seiner Studien durch Autopsie kontrollieren zu können, schildert mit grazidiem Humor das klar und sicher Erfasste in etwa zwanzig Abschnitten, die, jeder für sich ein kleines Kunstwerk, aufs beste belehren, indem sie unterhalten. — Man wird über das Spanien von heut und gestern vortrefflich orientiert und thut in die älteren Zeiten manchen interessanten Blick.

Kunstgewerbliches.



Empfangsalon in Rokoko. Von Müller & Co., Berlin. (Vgl. Artikel Seite 268.)